

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 9 (1957)
Heft: 18

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Leute auf der Leinwand, eine Illusion, die nach Hitchcock ein kluger Regisseur immer erzeugen soll . . . Jedenfalls sollte das Publikum alle wichtigen Tatsachen des Geschehens so rasch als möglich erfahren. Wichtig ist ferner, die Spannung nie und da zu unterbrechen, vielleicht mit gewichtiger Miene einen Korb zu zeigen und so langsam und vorsichtig den Deckel zu öffnen, daß der Zuschauer das Schlimmste ahnt. Statt der gefürchteten Katastrophe entsteht ihm aber nur eine schwarze Katze oder dergleichen. Allerdings müssen solche Mittel mit Maß Verwendung finden, sonst fühlt sich der Zuschauer schließlich an der Nase herumgeführt und betrogen. Nach solchen Zwischenspielen muß rasch wieder Hochspannung erzeugt werden, schon damit das Publikum die Hauptursache nicht vergißt.

Ueberraschen mag, daß Hitchcock seine Filme nicht in erster Linie für kommerziell ansieht. Deshalb versuchte er auch, sich um das stets geforderte Happy-end zu drücken, weil es ihm unwahr schien. Er geriet aber dabei zu den Produzenten in Gegensatz, die Filme mit tragischem Ausgang als Kassenstörer betrachten. Ein Ausweg hat sich für ihn als Mitarbeiter des Fernsehens ergeben, weil dieses ihm für die wöchentlich dargestellte Filmgeschichte keine Vorschriften macht, ein tragisches Ende also durchaus möglich ist. Er ist deshalb dessen Anhänger geworden, «weil es einem Regisseur viel mehr Freiheit gewährt als die Filmproduzenten». Seitdem ist er auch überzeugt, daß das Publikum «gute, reifere Unterhaltung jedenfalls dann widerspruchslos akzeptiert, wenn es dafür nichts zu bezahlen hat. Es glaubt, mit der Kinokarte auch das Recht gekauft zu haben, mit einem befriedigten, satten Gefühl wieder herauszukommen.»

Die einzige, ernsthafte Konkurrenz erblickt Hitchcock an einem Orte, wo wir sie kaum gesucht hätten: im wirklichen Leben. Dieses stellt ihm stündlich Probleme. Er meinte, er hätte z. B. nie etwas Bizarrereres ersinnen können, als den Flug des Stellvertreters Hitlers, Heß, nach England während des Krieges. Kein Mensch würde so etwas in einem Film geglaubt haben. Noch schlimmer als die unglaublichen, wahren Vorgänge im Leben war die Entdeckung, daß es Verbrecher gibt, die seine im Film dargestellten Tricks im praktischen Leben auszuführen suchen. Er zeigte z. B. seinerzeit einen Reporter, der einen Diplomaten mit einem als Photokamera getarnten Revolver niederschloß. Ein Jahr später ereignete sich ein solcher Mord in Teheran. Er tröstete sich, daß das ein Zufall gewesen sein könne, aber er hat sich vorgenommen, vorsichtiger zu sein, sich durch wirkliche Vorkommnisse auch nicht zu einer allzu bizarren Schilderung verleiten zu lassen, um das Leben zu übertrumpfen. Denn auch nach ihm ist erstes Erfordernis für solche Filme die Glaubwürdigkeit. Sind sie unglaubwürdig, so schlägt die Spannung in unfreiwillige Komik um, das Schlimmste, was auf diesem Gebiete geschehen kann. Regisseure, denen dies begegnete, waren rasch erledigt. Hitchcock wird allerdings nicht zu diesen gehören.

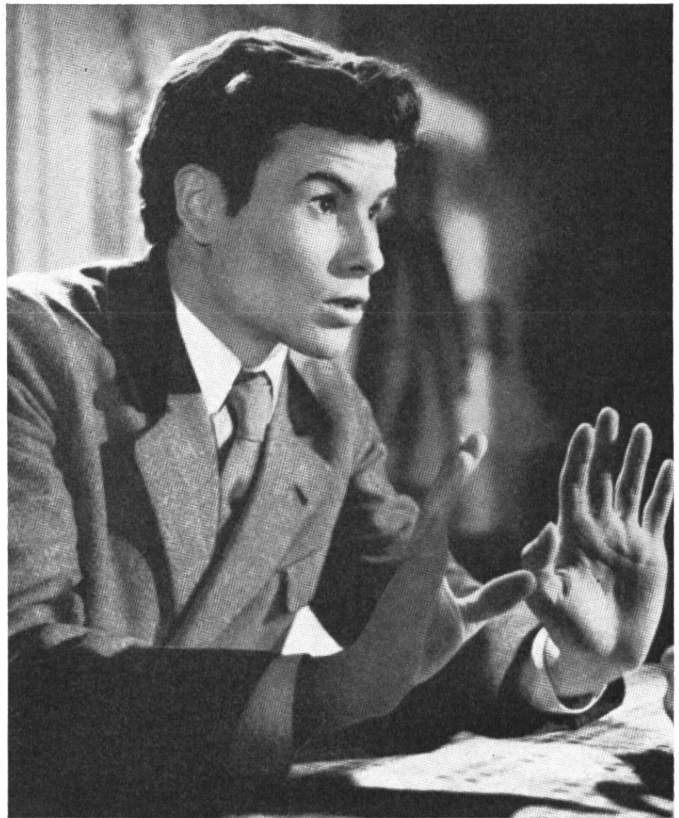
Marlon Brando auf neuen Wegen

ZS. Wir haben in der letzten Nummer ein Bild von Brando in der Uniform eines deutschen Offiziers veröffentlicht, das einigen Lesern anscheinend Kopfschmerzen verursachte. «Brando als Nazi, das hat uns noch gefehlt», schreibt eine liebenswürdige Bernerin anscheinend heftig enttäuscht. «Wie kommt er in diese Gesellschaft?» Es scheint, daß Brando etwas davon in den Ohren geklungen hat, denn er hat kürzlich vor der Presse über sich selbst gesprochen.

Darnach ist ihm auf einer ausgedehnten Reise durch Süd-Ostasien klar geworden, wie sehr die Meinungen der heutigen Menschen über andere Völker von Filmen abhängen, die sie sehen. Er kam zur Ueberzeugung, daß bloße Unterhaltungsfilme sehr wohl auch durch eine Aussage vertieft und verbessert werden könnten. Im «Teehaus

zum erhabenen Mond» und in «Sayonara» versuchte er, ein besseres Verständnis für das japanische Volk zu erzielen. Dieser Osten ist nach ihm heute Westen, und wer das nicht begreife, schaufle unserer Zivilisation das Grab.

Das ursprüngliche Script zum neuen Film «Die jungen Löwen» nach Irwin Shaws Erzählung verwarf er, es schien ihm zu sehr von deutsch-feindlichen Gefühlen getragen. Es wurde abgeändert, und nun hofft er, daß aus dem Film ersichtlich wird, «wie der Nazismus einen Seelenzustand allgemeiner Art darstellt und nicht an nationale Grenzen gebunden ist.» Die Wirkungen des Krieges auf einen deutschen Offizier, einen jungen, jüdischen Amerikaner und einen amerikanischen Neger sollen gezeigt werden. Stundenlang übte er alles ein, was ein deutscher Offizier tut, salutierend, mit einem Gewehr sich vergnügend, und auf jede Weise versuchend, seine Darstellung glaubhaft zu machen. Er färbte sich die Haare blond, so daß er in Paris fast unerkant spazieren konnte. Bereits denkt er an weitere Botschaften-Filme, z. B. an einen über das heikle Verhältnis Mexikos zu Amerika. Sein heimlicher Wunsch ist, Regisseur zu werden und Filme zu drehen, die sowohl seinen Standpunkt vertreten, als auch Unterhaltung bieten. Er hat aber noch keinen Produzenten dafür gefunden; diese Formel widerspricht noch viel zu stark alt-eingewurzelt filmwirtschaftlichen Ansichten der Industrie.



Thomas Mann letztes Werk, der Felix Krull, ist in Deutschland, mit Horst Buchholz in der Titelrolle, verfilmt worden.

DIE WELT IM RADIO

Die Fernseh-Walze

ZS. Man darf es so benennen. Wir haben alle von dem Versuch gelesen, den Vivien Leigh, Oliviers Gattin, zur Rettung des St. James Theaters in London mit Unterstützung Churchills unternommen hat: Unterbrechung der Verhandlungen der ehrwürdigen Lords im Oberhaus, Straßendemonstration, Pressekampagne, 500 Schauspieler und 3000 Theaterliebhaber halfen ihr.

Manche haben sich bei uns vielleicht nicht viel dabei gedacht, denn daß ein altes Theater eines Tages der Spitzhacke zum Opfer

fallen würde, ist selbst dann nichts Außergewöhnliches, wenn es mit großen Erinnerungen verbunden ist. Aber der Vorfall ist nur ein Symptom für eine viel tiefere Umwälzung, die nicht auf England beschränkt bleibt.

Letzten Endes steht die Fortsetzung des gesamten englischen und später vielleicht des europäischen Theaters auf dem Spiel. In den letzten 25 Jahren haben 120 englische Theater ihre Pforten geschlossen, ohne ersetzt zu werden oder sind in Kinos und in neuerer Zeit in Fernsehstudios umgewandelt worden. Neu eröffnet wurde kein einziges. Vom berühmten «Mercury» bis zum «Playhouse», «Bedford» und

«Embassy»: alles ist in London vom Erdboden verschwunden. Auch die Provinz ist nicht besser dran; noch vor kurzem mußte in Leicester das 120 Jahre alte «Royal» dran glauben. Und noch ist kein Ende abzusehen. Schon spricht man in London vom «Stoll» (2500 Sitzplätzen) und vom «Hippodrome» (1340 Plätze) als nächsten Opfern. Die Einnahmen decken die Kosten bei weitem nicht mehr, das «Stoll» offen zu halten kostet im Tag allein zirka 13 000 Franken. Nur die Abschaffung der Billettsteuer letzten Frühling hat es vorläufig weiter vegetieren lassen, nachdem es bereits geschlossen war. Soweit sind die Dinge in England gediehen, dem Land, in welchem das Fernsehen die stärkste Verbreitung gefunden hat.

Aber auch zum Beispiel in Italien stehen sie nicht besser. Zwar gibt dort das Volk beträchtliche Summen für Unterhaltung aus. 1956 insgesamt etwa 180 Milliarden Lire. Davon entfielen 116 Milliarden auf den Film, 20 Milliarden auf das Radio, 9 Milliarden auf das Theater und 4 1/2 Milliarden auf das Fernsehen. Das Theater hatte aber 1955 vier Prozent mehr bekommen, sein Anteil ist jedes Jahr zurückgegangen. Die Situation ist deshalb bedrohlich, weil andererseits die Spesen für die Theater mit der Teuerung ansteigen. Interessanterweise ist der Rückgang bei der Operette am stärksten, — es scheint sich hier um eine absterbende Gattung zu handeln, — sowie in Städten unter 100 000 Einwohnern. Selbst die Zahl der verkauften Billette, für die doch mit Recht weltberühmte italienische Oper, ist gegenüber dem Vorjahr um volle 19 Prozent zurückgegangen! Sollen Verdi und der unsterbliche Belcanto auf den Fernsehschirm reduziert werden? Schon seit mehr als einem Jahrzehnt hat das italienische Theater jedes Jahr durchschnittlich 277 000 zahlende Zuschauer verloren, insgesamt ca. 3 Millionen (am wenigsten interessanterweise das Schauspiel.) Es ist ein schlechter Trost, daß seit dem Aufkommen des Fernsehens auch die Besucherzahl der Kinos jedes Jahr um zirka 4 Prozent gesunken ist.

Überall, nicht nur im englischen Oberhaus, gibt es Leute, welche diesen Abstieg als harmlos darstellen wollen. «Das Theater wird niemals sterben», so wird etwa pathetisch verkündet. Es habe bereits das Variété überstanden, dann den Stummfilm und schließlich den Tonfilm, und werde auch mit dem Fernsehen fertig werden. Es wird aber dabei übersehen, daß es aus diesen Konkurrenzkämpfen jedesmal geschwächt hervorgegangen ist. Der neue Konkurrent ist weitaus der gefährlichste. Es kann das gleiche zeigen wie die Theater, aber jeden Abend etwas Neues ohne besonderen Eintritt, was bis jetzt ohne Beispiel dasteht. Besonders in England, wo der Staat grundsätzlich keine Subventionen an Theater ausrichtet, kann sich das tödlich auswirken, und die Aktion von Vivien Leigh muß als sehr verständlich erscheinen. Auch wir werden früher oder später nach dem Anschwellen des Fernsehens vor gleichen Problemen stehen.

Sicher ist allerdings, daß das Publikum den Geschmack an Schauspiel und Unterhaltung jeder Art keineswegs verloren hat. Es befriedigt jedoch seine Bedürfnisse heute auf andere Art: Für Drama und Komödie dient in erster Linie der Film, aber bereits in einem gewissen Umfang auch das Fernsehen. Für Musik werden immer mehr Platten gekauft, während interessanterweise der Rundspruch dafür zurückgeht, was mit der ungenügenden oder oft falschen Programmierung zusammenhängen dürfte. Die Leidenschaft für dramatisches Geschehen und für Musik ist also nicht erloschen, zum Beispiel nicht vom Auto verdrängt worden. Schwer betroffen sind allerdings die Berufsleute des Theaters, vor allem auch der sich in den Schauspielschulen drängende Nachwuchs. Nur ein Teil wird auf dauernde Beschäftigung hoffen können.

Warnendes Beispiel

ZS. Im französischen Radio wurde berichtet, daß in Englisch-Guyana, also in Südamerika, die Kommunisten bei den letzten Wahlen die



Vivien Leigh (dritte v. links), die vergeblich f. d. Fortbestand d. Theaters kämpft, mit ihrem Mann (zweiter v. rechts) in Venedig.

Mehrheit an sich gerissen hätten. Zum erstenmal sei es ihnen gelungen, ein allerdings nur kleines Stück dieses Erdteils in ihre Gewalt zu bringen.

Die Sache ist aber nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Guyana ist kein freies Land, sondern Teil des britischen Commonwealth. In der Hauptstadt Georgetown unterhält die Londoner Regierung einen Gouverneur, der ziemlich ausgedehnte Kompetenzen besitzt. Er kann z. B. gegen die gewählten Kommunisten sein Veto einlegen und selber eine genehme Mehrheit im gesetzgebenden Rat herstellen, indem er genügend nichtkommunistische Mitglieder ernennt.

Doch das vermag die Bedeutung des Ereignisses nicht abzuschwächen. Es stellt sich, wie in der Sendung mit Recht bemerkt wurde, die Frage nach der Ursache. Und da zeigt sich, daß die sozialen Verhältnisse und der Bildungsgrad der Eingeborenen äußerst gering sind. England hat wohl für die Kolonie Opfer gebracht, aber diese waren fast ausschließlich materieller Art. Man suchte durch Geldinvestitionen die wirtschaftliche Produktion zu steigern; das war alles. Erst in den letzten Jahren wurden Anstrengungen unternommen, das Schulwesen zu verstärken, jedem Bürger einen Mindest-Schulsack für das Leben mitzugeben, und ihn auch später durch Schulungen und Kurse widerstandsfähiger und kritischer gegenüber verfehlten Ideologien zu machen.

Aber auch hier hieß es einmal mehr: «Zu wenig und zu spät!» Die Auffassung, die der Engländer vom Schulwesen besitzt, stellte sich sofort hindernd in den Weg. Wer genügend Geld besaß, konnte zwar seine Kinder in gute Schulen schicken, aber wer hatte das schon? Für die große Menge blieb alles beim alten, denkbar ungenügend. Die schlecht geschulte Bevölkerung konnte den Lebenskampf nur ungenügend aufnehmen, sie besaß auch keinerlei Aussichten auf Verbesserung ihres Loses.

In diese allgemeine Unzufriedenheit mischten sich geschickt kommunistische Agenten. Sie allein boten Erlösung aus primitiven Verhältnissen, Gleichstellung mit andern Völkern, Erlösung aus dem halb wilden Leben. Der religiöse Zug, der in der kommunistischen Heilslehre steckt, kam hier stark zur Entfaltung. Da die verschiedenen Kirchen die herrschenden Zustände auf sich beruhen ließen und die Menschen auf ein sorgloses Jenseits vertrösteten, beraubten sie sich jeden Einflusses auf die darbenenden Massen. Die freigewordene Stelle wurde mit kommunistischen Lehrsätzen ausgefüllt. «Wenn nur endlich etwas geschieht!» ist die stereotype Antwort auf alle Vorhalte und Ratschläge. Auch hier zeigt es sich, daß unfundierte, glaubenslose Halbbildung den gefährlichsten Nährboden für den Kommunismus bildet. Die englische Regierung wird nicht mehr zögern dürfen, die gesamte Erziehung auf eine neue Basis zu stellen, und die Kirchen werden ihre Arbeit viel aktiver gestalten müssen.